

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 43

Artikel: Whitechapel
Autor: Dubler, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unterdessen war es im Hofe des alten Hauses recht lebendig geworden, denn heute war „Schlachtfest“. Kinder kamen mit Krüglein und Töpfen und erbaten sich Wurstbrühe, ein fürwichtig Hündlein ledte am Blutnapf, dampfende Leberwürste, eben dem Kessel entnommen, wurden aus der Schlachtküche getragen. — Das alles sah der kleine Ludwig Richter mit offenen Augen und scharfer Beobachtungsgabe (wer denkt da nicht an sein köstliches Bildchen vom Schweineschlachten, mit „Herbst“ unterzeichnet) und in seiner Selbstbiographie schreibt er: „Das kleine Müllerlädchen mit seiner fleinbürgerlich, fast ärmlichen Rundschaff hat gewiß auf mein künstlerisches Gestalten in späteren Jahren Einfluß gehabt, unbewußt tauchten diese Geister alle auf und standen Modell.“

Freilich, für heute hatte der kleine Ludwig wenig Sinn für Wurst und Wellfleisch, sein Sinn stand nach Höherem, und als er am Nachmittag heimkam, sagte er kurzentschlossen zum Vater: „Bitte, lehre mich doch zeichnen und malen, ich bin nun alt genug dazu!“

Da bekam er ein Plätzchen neben des Vaters Arbeitstisch und mußte sich im Zeichnen üben, und zwar gab ihm der Vater Blätter für die damaligen Volkskalender. So mußte er nach bunten Jahrmaktsbildern die „Schlacht von Waaterloo“, den „Wiener Kongreß“ oder große Feuersbrünste, Erdbeben, Mordaten kopieren. Dabei entwickelte das Bürschlein solch Geschick, daß er die Sachen bald selbst auf Kupfer radieren durfte, und nach mehrjähriger Lehrzeit neben des Vaters Arbeitstisch gelang ihm die Geschichte von Tells Apfelschuß so gut, daß der Vater meinte: „Besser bringe ich es auch nicht, besser bringt es auch Professor Adrian Zingg nicht!“

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür und ein stattlicher Herr trat ein und fragte: „Bin ich hier recht bei dem Kunstmalers Golzius?“

„Nein, mein Herr! Der Golzius wohnt zwei Häuser weiter! Ich bin der Kupferstecher Richter!“

„Ah, Herr Richter! Das nenne ich Glück! Schon mancherlei habe ich von Ihnen gehört! Ich bin der Kunstverleger und Buchhändler Christoph Arnold. — Was arbeiten Sie denn da? Darf ich einmal sehen?“

Vater Richter, geehrt und erfreut, dem reichen und berühmten Kunsthändler seine Arbeit zeigen zu dürfen, legte ihm hastig etliche Platten und Stiche vor, die soeben fertig geworden waren.

„Sehr schön, sehr schön!“ lobte Herr Arnold, schaute aber dabei mehr zu dem kleinen Ludwig, der bescheiden an seiner Platte stichelte.

„Und der da! Wer ist das?“ fragte er jetzt unvermittelt.

„Mein Sohn Ludwig! Noch ein Anfänger, aber nicht ungeschickt!“

„Schau, Schau, der Ludwig! Darf ich einmal sehen, was der junge Mann da radiert?“

„Frei arrangiert: Tells Apfelschuß!“ antwortete beflissen Ludwig und schob zaghaft seine Arbeit hin.

„Alle Wetter, da liegt Schwung drin!“ lobte Herr Arnold und betrachtete sich genau die Radierung, plötzlich sagte er: „Da hätte ich eine Arbeit zu vergeben: eine Reihe von Radierungen, malerische Ansichten von Dresden und seiner Umgebung. Die Zeichnungen müßten nach der Natur aufgenommen werden. Willst du das übernehmen? Das Zeug hättest du dazu.“

Und als Ludwig freudig bejahte, zog der große Kunsthändler seine Börse, zählte sechs Silbertaler auf den Tisch und meinte dazu: „Das wäre die Anzahlung! Den zweiten Teil, wiederum 6 Taler, gibt es, wenn du die Entwürfe bringst und sie mir gefallen, und den Rest, 8 Taler, bekommst du beim Abliefern der fertigen Stücke! Einverstanden? Da, schlage ein!“

Sei, wie da Ludwig freudig einschlug! Und dann hub der Kunsthändler an: „Daß ich es endlich gestehe: Nicht von ungefähr bin ich zu Ihnen gekommen, Herr Ludwig. Ein alter Freund von mir, der ehrbare Buchbindermeister und Verleger Rüdiger in der Friedrichstadt, der den Ludwig vor Jahren im Kaufmannsladen vom Großvater Müller kennen lernte und ihm da einen Auftrag versprach, wenn er etwas Ordentliches gelernt habe, also dieser Herr Rüdiger hat mir gar oft schon von dem Ludwig erzählt. Er hat auch durch den Großvater Müller die Fortschritte des Kleinen sich sagen lassen, und sein größter Wunsch wäre gewesen, daß einstmal der Ludwig für ihn Bilderbogen zeichnen möchte. Aber nun liegt der Meister seit zwei Jahren krank auf dem Lager, sein flottes Geschäft ist dahin und er ist nun vollständig verarmt. Gestern nun hat er mich, ich möchte doch einmal nachschauen, was aus dem Bub, dem Ludwig, geworden ist und da habe ich mich halt aufgemacht und bin bei Ihnen hereingeschneit, und nun kann ich dem alten Rüdiger eine Freude machen und ihm erzählen, daß der Ludwig ein ansehnlich Talent hat und daß ich ihm einen Auftrag geben konnte! So, und nun komme morgen in mein Geschäft, Ludwig, da wollen wir die Einzelheiten meines Auftrages genau besprechen!“ —

Und als der gütige Mann gegangen war, sahen sich Meister Richter und die Mutter und Ludwig still und glücklich an. Endlich fragte der Vater: „Und was willst du jetzt mit dem sündhaft vielen Geld anfangen, Bub? — Sechs Taler!“

„Das weiß ich längst, Vater: Die schaffe ich morgen zu dem armen Herrn Rüdiger, daß er sich einen Feldscher kommen lassen und Medizin kaufen kann, denn ihm danke ich es doch, daß der Kunstverleger Arnold zu uns kam.“

Da zog die Mutter den Jungen an sich und sagte gerührt: „Recht so, Ludwig! Man soll dankbar sein und im Glück die nicht vergessen, die einem Gutes getan! Bleibe so, dann wird der Herr dich segnen!“ —

Und der Herr tat es und schenkte uns in Ludwig Richter den deutschesten, den vollstümlichsten Maler, der je gelebt hat, dessen Kunst jeder, auch der schlechteste Mann, versteht und lieben muß! Wenn doch bald wieder so einer käme!

Whitechapel.

Whitechapel! Wer je einmal seinen Sherlock Holmes gelesen hat, erinnert sich mit einem gewissen Gruseln dieses Namens. Ist dieses Quartier Londons doch der unheimliche Schauplatz vieler, zum großen Teil ungeführter Verbrechen. Viele düstere Zeugen dieser Taten sind zu sehen in der Schredenskammer der Wachsfigurenausstellung der Madame Tussaud.

Es ist ein leichtverständlicher Wunsch eines jeden Fremden, der nach der englischen Hauptstadt kommt, einen Blick in dieses berühmte Quartier zu tun, wenn möglich bei Nacht. Als ich gelegentlich diesen Wunsch äußerte, schlug meine englische Pensionsmutter die Hände über dem Kopf zusammen ob solcher Verwegenheit. Ich war jedoch von meinem Plan nicht abzubringen, und besonders als ein englischer Freund sich anerbote, mich zu begleiten, war die Sache besiegelt.

Eines schönen Abends zogen wir los; Uhr und Geldbeutel ließen wir daheim, um nicht irgend einen geschickten Taschendieb in Versuchung zu führen. Von der Bank of England führte uns ein Bus mitten in das Herz von Whitechapel. Der reichste und der ärmste Teil von London, die City und Whitechapel, liegen in unmittelbarer Nachbarschaft! Mit dem Verlassen der City ändert sich nicht nur das Straßenbild, sondern auch die Passagiere, unter denen der jüdische Typus vorzuwiegen beginnt.

Endlich verließen wir den Bus, um unsern Streifzug

zu Fuß zu beginnen. Des Interessanten und Merkwürdigen war wahrhaftig genug zu sehen. An Stelle der vornehmen Mode- und Juwelergeschäfte von Bondstreet und Oxfordstreet treten jüdische Attkleiderläden und schmutzige chinesische Spielunkn. In eine der letzteren eintretend, bildeten wir den Zielpunkt aller Blicke. Irgend eine der Bemerkungen, die offenbar über uns gemacht wurden, zu verstehen, war mir unmöglich. Diese Sprache hatte verzweifelt wenig Ähnlichkeit mit dem Englisch, das zu hören ich gewohnt war! Die Gäste — zum großen Teil junge Burschen mit dem roten Taschentuch als Schärpe und gewickt aussehende Juden. Die letzteren bilden den Kaufmannsstand von Whitechapel, wie aus den zahlreichen hebräischen Firmenanschriften zu ersehen war, und, wie überall in der Welt, befinden sie sich nicht schlecht dabei.

Wieder auf der Straße, waren wir im Nu umzingelt von einer Schar Kinder, bleichen, mageren Burschen, viele in Lumpen, die den Namen Kleider nicht mehr verdienen. Was bettelten sie mit Worten und Gebärden, diese zehnbis zwölfjährigen Schlingel? Zigaretten! Da wir ihren Wunsch nicht erfüllten, begannen sie uns auszuhöhen, ein besonders Frecher erwiderte auf die Drohung meines Begleiters, er werde ihn auf die Polizeistation führen: „Take me if you can!“ („Nimm mich, wenn du kannst!“). Dabei hielt er sich aber doch in sicherer Entfernung!

Ein eben vorbeifahrendes Tram befreite uns von den Burschen, da sich die ganze Blase wie ein Bienenschwarm an die Trittbretter des Wagens hängte, von wo sie der Schaffner nur mit Hilfe wahrhafter Flüche vertreiben konnte. — Großstadtjugend aus dem Glendquartier, „slum-children“, wie sie genannt werden! Viele von ihnen kennen weder Vater noch Mutter, ihr Leben fristen sie durch Betteln und Stehlen.

Diese verwahrloste Jugend ist wohl eines der düstersten Bilder, das die Riesenstadt zu bieten hat. Unauslöschlich muß jedemmann der Eindruck bleiben, den der Anblick dieser schwächlichen, blassen Kreaturen vermittelt. Viele von ihnen sind dazu verdammt, ihr ganzes Leben in Armut, Elend und Verworfenheit zuzubringen. — Glücklich diejenigen, welche Aufnahme in einem der Homes von Dr. Barnardo finden, wo sie zu braven Menschen erzogen werden. Die jungen Burschen, die aus diesen Heimen hervorgehen, ergeben zum großen Teil tüchtige Matrosen in der Flotte Seiner Majestät, des Königs. —

Das selbe Schauspiel boten alle Straßen, die wir durchschritten: Scharen von Kindern, viele Burschen höchst zweifelhaften Gepräges und Frauen in häufig fremdartigen Gewändern. — Wir waren beide ermüdet von all den neuen Eindrücken, und so kehrten wir mit der nächsten Untergrundbahn in mehr „europäische“ Teile der Stadt zurück.

Wenn man es heute wagen darf, Whitechapel des Nachts zu betreten, so ist es den Anstrengungen der muster-gültigen Londoner Polizei zu danken, die in den letzten Jahren mit eisernem Besen dieses Brutnest des Verbrechertums gesäubert hat. — Dennoch würde ich jedermann dringend abraten, Whitechapel des Nachts ohne Begleitung eines Ortskundigen zu betreten.

H. Dubler.

Mehr Höflichkeit zu Hause.

Vergleichen wir den Umgang der Familienmitglieder unter sich von früher und heute, so fällt der Vergleich oft zu Ungunsten der heutigen Zeit aus. Man war früher höflicher, rücksichtsvoller gegeneinander. Man wahrte gewisse Formen, verletzte nicht einen schuldigen Respekt. Schon die Anrede der Eltern in der Höflichkeitsform deutet darauf hin, sowie noch manches andere, z. B. das laute Sprechen der Kinder bei Tisch u. Freilich war sehr viel Aeuflichkeit und leere Form dabei. Unsere Zeit hat damit ausgeräumt. Sie gibt dem Kinde vielfach das Recht des Erwachsenen,

sie läßt es seine Meinung, seine Wünsche gerade heraus sagen und auch in der Kritik der Großen tut sich unsere Jugend keinen Zwang an. Sie ist vielleicht darin wahrer und ehrlicher geworden, als wir es waren. Wir haben manch abfälliges Urteil wohl gedacht, aber heileibe nicht ausgesprochen, wir haben mit unserer Widerrede den Eltern gegenüber zurückgehalten, aus dem einfachen Grunde, weil wir es nicht durften, nicht weil wir besser waren. Wir haben Körperstrafen akzeptiert, weil wir von ihrer Notwendigkeit überzeugt wurden, usw. Es ging alles in größeren Abständen vor sich. Die Kinder waren den Eltern fremder als heute. — Ich möchte die heutige Jugend nicht anders haben, als sie ist. Denn ihre Art bedeutet sicher einen Fortschritt gegenüber unserer Art von früher. Ich möchte nur manchmal doch ein wenig mehr Herzenstakt in der Familie. Man wechselt vielleicht Ehrlichkeit und Burschikosität mit Grobheit und Unzuverlässigkeit. Man sagt dem Bruder, wenn er bittet, die Schwester möchte ihm einen Knopf annähen, nicht gleich: Ja gerne! sondern: „Jetzt habe ich keine Zeit, mach's selber!“ Oder der Mutter, wenn sie um einen Dienst bittet: „Aber Mueti, hättest du mir das nicht vorhin sagen können? Jetzt bin ich grad an dieser Arbeit hier!“ Oder dem Vater, wenn er etwas auszusehen hat: „Ach Vater, du kannst uns nicht mit früher vergleichen, wir leben in einer ganz andern Zeit!“ usw. Man hält den Alten auch gerne die Sentimentalität vor und lächelt darüber. Die heutige Jugend ist ja nichts weniger als sentimental. Aber es ist besser, sentimental zu sein als herzlos, denn das erstere verrät immerhin Gemüt. Und bei all der vielgerühmten Ehrlichkeit und Kameradschaftlichkeit geht das Temperament der Jugend oft durch und verletzt das Feingefühl der Alten. Man darf nicht vergessen, daß die Jugend offensiv, das Alter dagegen defensiv ist, es verteidigt eine Stellung, die den Jungen schon halb gehört. Der Abstand von früher war eine gute und bequeme Schutzwehr. Ob das größere Verständnis von heute die Gegensätze zu überbrücken vermag, ist nicht immer gesagt. Mehr Strenge in der Liebe und mehr Abstand würde oft bessere Erziehungsergebnisse zeitigen.

-a-

Rundschau.

Amerika und Russland.

Die japanische Gefahr einerseits, die wirtschaftlichen Bedürfnisse andererseits führen die beiden Riesenstaaten zwangsläufig zusammen, und mag man bei uns in Europa noch so sehr glauben, Amerikas Großkapitalismus und Russlands „Staatskapitalismus“ seien zwei unüberbrückbare Gegensätze — die Entwicklung wird uns bald eines andern belehren.

Die amerikanische Exportindustrie wünscht, nach Russland liefern zu können; amerikanisches Kapital erhofft Anlagemöglichkeiten. Die Russen brauchen dringend einen Rücken gegen den drohenden Angriff Japans auf den „fernen Osten“; Amerika kann hinwiederum nicht auf Wladiwostok, den großen Angelhafen im Fleisch des japanischen Reiches verzichten, d. h. kann nicht dulden, daß Japan sich dort Luft macht und damit freien Rücken bekommt, um Amerika mit ungeteilten Kräften anzugreifen.

Das Neueste in der Entwicklung ist der Notenwechsel zwischen Roosevelt und Kalinin, zwischen dem amerikanischen „Diktator“ und dem russischen „Präsidenten des Rates der Volkskommissäre“. Roosevelt bekundet den Wunsch, Verhandlungen aufzunehmen, da sich das Fehlen „praktischer Verständigungsmittel“ als sehr fühlbarer Nachteil und als „sehr bedauerlich“ erweise. Kalinin antwortet, Litwinow werde die Verhandlungen führen, und Litwinow reist auch sogleich nach Amerika. Daß Roosevelt der Ansicht ist, die Differenzen seien nicht unlösbar, bezeichnet die Umwälzung drüben überm Ozean.